

HELMUT STEUERWALD

Anna Steuerwald Landmann

(geb. 13. Februar 1892, gest. 24. August 1980)

Frauenrechtlerin

Freigeist

Pazifistin





Erstes (vorläufiges) Straßenschild nach der Umbenennung der Straße

Helmut Steuerwald
 Stolzingerstraße 13
 D-90469 Nürnberg
 Tel.: 0911-487630

Vortrag gehalten: Am 3. März 2000, 19.00 Uhr,
 öffentliche Veranstaltung des Bürgervereins St.-Jobst-Erlenstegen in Nürnberg,
 Wiederholung:
 21. August 2000, 16.00 Uhr, Veranstaltung der Schülermitverwaltung Piloty-Schule, Nürnberg.
 Weitere folgten.
 Nachträglich überarbeitet und ergänzt. Mein besonderer Dank gilt meinem Freund Kurt Wild, der mir bei der
 Überarbeitung viel geholfen hat.

0. Einführung

Ich soll über Anna Steuerwald-Landmann oder wie sie selber sich lieber nannte Anna Landmann-Steuerwald erzählen. Das ist für mich nicht ganz einfach. Als Sohn hat man ja eine ganz besondere Beziehung und läuft deshalb Gefahr, die Schilderung zu persönlich zu gestalten. Das ist ganz natürlich, deshalb möge man es mir verzeihen. Trotzdem werde ich meine Ausführungen möglichst mit der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung in Verbindung bringen und dabei versuchen, historische Zusammenhänge herzustellen. Um die geschichtlichen Bezüge zu verdeutlichen, lassen Sie mich zunächst noch eine Generation weiter zurückschauen, zu den Eltern meiner Mutter.

1. Familie

Meine Mutter stammt aus einer jüdischen bürgerlichen Familie in Fürth.

Der Vater meiner Mutter, Ernst, 1846 geboren, war mit seinen Eltern von Scheinfeld nach Fürth gezogen, handelte mit Hopfen, und man kam dadurch langsam zu einem gewissen Wohlstand. Bekannt ist, dass Fürth für Juden viel offener war als Nürnberg. In Nürnberg durften sich Juden ja erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder ansiedeln.

Pauline, die Mutter, mit Geburtsnamen Hellmuth, war 1856 geboren und kam aus Schwabach. Sie hatte noch vier Geschwister. Ihre Eltern waren ebenfalls im Hopfengeschäft tätig, und es wurde erzählt, dass noch Paulines Mutter Schwerstarbeit geleistet und doppelzentnerweise Hopfen geschleppt hat. Jedenfalls ging es auch in dieser Familie wirtschaftlich aufwärts, und später zog man nach Nürnberg. Pauline, also meine Großmutter, war in der Schule mustergültig (ich habe noch Zeugnisse), und deshalb durfte sie in einem bekannten Frankfurter Internat die höhere Schule besuchen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war dies für ein junges Mädchen ein ganz außergewöhnlicher Bildungsweg. Paulines dominierende geistige Potenz, ihre Energie, aber auch ihre Hilfsbereitschaft haben ihre Kinder und später auch mich als Enkel stark beeindruckt. Meinen Großvater habe ich nicht gekannt; er war bereits 1925 verstorben.

Jedenfalls: Als meine Großmutter 18 war und mein Großvater ein Geschäftsmann von 28 Jahren, wurden die beiden von ihren Eltern verheiratet. Sie kannten sich vorher nur ganz wenig, fanden sich aber sympathisch. Die Eltern - also meine Urgroßeltern - sahen hier eine sinnvolle Verbindung und haben die Hochzeit und den Ehevertrag vereinbart. Trotzdem waren Großmutter und Großvater während der Brautzeit ineinander sehr verliebt. Man schrieb Liebesbriefe und auch Liebesgedichte.

Aus dem Liebesbrief meines Großvaters vom 4. März 1874 hier ein paar Zeilen:

„Ich schäme mich nicht, Du gute Paul<ine>, Dir es zu gestehen, daß ich sehr erregten Herzens von Dir gegangen bin, doch ich sage es nur Dir & Du wirst es nicht kindisch finden; ich weiß nicht, trägt die weite Reise schuld oder wirst Du mir mit jedem Tage lieber, wahrscheinlich das Letztere.“

Nun, ich will nicht weiter indiskret werden...

Auch das folgende Gedicht ist Pauline gewidmet. Charakteristisch dabei ist, dass die Anfangsbuchstaben jeder Zeile von oben nach unten gelesen den Vornamen der Großmutter ergeben:

„Prangend, wie die junge Rose
Aus dem warmen, blum'gen Süd,
Unter Tausenden die Schönste,
Lieblich, sanft, voll Herzensgüt!
Ja, wenn Glück mir je geblüht,
Nun, dann wart es da allein,
Engel, als du wurdest mein.“

Es ist erstaunlich: Obwohl die Eltern die Partner ausgesucht hatten, wurde es dann 1874 eine Liebesheirat, der eine wunderbare Ehe folgte. Wie sagten manche Alte früher: „Wir wissen doch am besten, was für unsere Kinder gut ist. Die Jungen selbst sind ja noch nicht reif dazu!“ Nun, wir haben heute eine andere Ansicht. Ich habe meine Eltern dazu überhaupt nicht gefragt und bin mit meiner Frau auch ganz gut gefahren!

Aus der Ehe meiner Großeltern gingen acht Kinder hervor, je vier Mädchen und Jungen. Die Familie war auf religiösem Gebiet sehr liberal und hatte mit dem orthodoxen jüdischen Glauben nichts im Sinn.

Mein Großvater war engagierter Geschäftsmann, der sich zu Bismarck und zum Deutschtum bekannte und hohe Achtung vor dem Kronprinzen hatte. Trotzdem war er liberal gesinnt und in Fürth politisch aktiv, nahm sich aber auch Zeit zur Muse und dichtete, wie wir oben gesehen haben. Von ihm erschien auch ein Gedichtband. Zeitweise war er im Fürther Magistrat; wir würden heute sagen Stadtrat. Er unterstützte die Kultur- und Sozialpolitik der Stadt, z.B. das Fürther Theater. Bekannt ist, dass gerade Fürther Juden sich durch Stiftungen einen Namen machten: Berolzheimerianum, Krautheimer-Krippe, Nathan-Stift usw. zeugen davon.

Christen und Juden lebten in Fürth, wo der Bevölkerungsanteil der Juden ja hoch war, durch die täglichen Kontakte recht gut zusammen.

Nun, meine Mutter war das 7. Kind der Familie. Sie wurde am 13. Februar 1892 geboren. Ihr folgte nach zwei Jahren noch ein jüngerer Bruder, an dem sie besonders hing.

DIE LANDMANNS
EMIGRATIONSGESCHICHTE EINER JÜDISCHEN FAMILIE AUS FÜRTH



H. LANDMANN & SÖHNE

HOPFENHANDLUNG

GEGRÜNDET 1839.

TELEGR.-ADRESSE:
LANDMANNS FÜRTH.

TELEFON:
NÜRNBERG-FÜRTH Nr 25.

FILIALEN:
HAMBURG - SAAZ
STOCKHOLM

GIRO-CONTO:
BEI DER REICHSBANK.

FÜRTH, den 15. Novbr. 1920.
BAYERN



Pauline Landmann, geboren 1856 in Schwabach
emigriert im Januar 1939 nach Stockholm in
Schweden und stirbt dort 1953

DIE ELTERN



Ernst Landmann, geboren 1846 in Scheinfel
tritt als junger Mann in die Hopfenhandlung
seines Onkels ein, gest. 1925 in Fürth

DIE KINDER



Unten: Anna und Alex

Aus: „Flucht, Vertreibung, Asyl. Frauenschicksale im Raum: Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schwabach, Frauen in der einen Welt, Zentrum für interkulturelle Frauenalltagsforschung und internationalen Austausch e.V.“, Nürnberg 1990. (Aus dem Artikel von Gaby Franger.)

2. Kindheit und Jugend

Man war modern, und so ging man neue Wege auch in der Säuglingspflege und Erziehung. Wie in bürgerlichen Familien üblich, hatte man ein Kindermädchen - die Ula. Meine Tante Emmy verfasste in ihrem Leben einige Kinderbücher, meist in Gedichtform. Über die ersten Lebensjahre meiner Mutter schrieb sie:

„Anna in die Faust sich lacht,
weil Ula ein Ende macht
mit der Bündelschnürerei.
Sie darf strampeln fesselfrei,
braucht nicht mehr saugen fremde Brust,
leert die Flasche mit viel Lust.“

Nun, meine Mutter gedieh recht gut, wurde verwöhnt und war zunächst Nesthäkchen, nachdem ihre Geschwister ja wesentlich älter waren. Bis dann, wie gesagt, zwei Jahre nach ihr doch noch ein Brüderchen - Alex - kam. Die beiden jüngsten Geschwisterchen liebten sich innig. Ihre ältesten Geschwister betrachteten sie eher als Onkel und Tanten, vor allem weil ihre große, verheiratete Schwester Martha bereits einen Jungen hatte, der etwa gleich alt war und zum Teil mit ihnen aufwuchs: Richard Krautheimer. Er sollte später ein berühmter Professor für Kunstgeschichte werden.

Anna mit
Bruder Alex
um 1899



Über die Kindheitsentwicklung von Anna schrieb Emmy:

„Gar nicht lang ist sie gekrabbelt,
Logik steckte in ihr drin
Von Geburt in Anbeginn.
Nicht nur dick war ihr der Zopf,
sonsten war auch dick der Kopf,
was sie wollt', erreichte sie,
dank der großen Energie.
Niemals sie die Schule schwänzt,
ist stets an der Spitze, glänzt
und hat wohl ihr Ziel erreicht
Alles fiel ihr zu so leicht.“

Ihr späteres Studium musste sie gegen den Willen der Eltern durchsetzen. So modern war man in der Familie nun doch nicht, dass man einen Blaustrumpf haben wollte.

Kritisch und voller Durchsetzungswillen war Anna schon als junger Mensch. Sie besuchte den jüdischen Religionsunterricht und hatte einen netten Rabbiner als Lehrer, den sie gern mochte. Trotzdem zweifelte sie bald am jüdischen Glauben, distanzierte sich bereits 1906 davon und sagte dies auch ihrem Rabbi, der erstaunlich viel Verständnis für sie aufbrachte und sie auch dann noch respektierte, als sie später ganz vom Glauben abfiel.

In der „Höheren Töchter-Schule“ hatte Anna Glück. Sie wurde stark geprägt vor allem von Dr. Hilsenbeck, einem bekannten Pädagogen der damaligen Zeit. Eine Vorliebe hatte sie für die deutsche Literatur, was ja später auch in ihren Vorträgen zum Ausdruck kam. Zeitlebens war sie eine glühende Verehrerin von Goethe, später auch von Thomas Mann.

Nach ihrer Schulzeit kam Anna für ein Jahr zu ihrer Schwägerin und ihrem Bruder Siegfried nach Moskau. Dort sollte sie eine Art Haushaltsjahr absolvieren. Dies fiel ihr nicht ganz leicht. Vor allem, weil sie Tag für Tag abends an einer großen Tischdecke sticken musste - wir haben sie noch -, was sie nur unter Tränen tat. Handarbeit lag ihr nämlich überhaupt nicht. Allerdings lernte sie in Moskau auch Verwandte ihrer Schwägerin kennen, die revolutionär eingestellt waren. Diese nahmen sie mit, um ihr die Notunterkünfte der Armen zu zeigen und mit diesen zu sprechen. Anna betonte später, dass es dabei ähnlich zuging, wie es Maxim Gorki in seinem Theaterstück „Nachtasyl“ schildert. Hier finden wir erste Grundlagen für Annas politisches und soziales Engagement. Anna war ehrgeizig. „Ich wollte das erreichen, was der Mann kann. Das war mein Stolz.“ So hat sie öfters gesagt.

1913 begann sie in Erlangen Philosophie, Literatur und Sozialwesen zu studieren. Der Erste Weltkrieg kam, und sie musste ihr Studium unterbrechen, um daheim mitzuhelfen, weil die

die Brüder im Feld waren. Auch war „Dienst fürs Vaterland“ angesagt, und so leistete Anna Hilfe beim Roten Kreuz. Im Umgang mit Kriegsverletzten lernte sie die Grausamkeiten des Krieges kennen, wodurch ihre ursprüngliche Kriegsbegeisterung immer mehr verließ.

Von 1914 bis 1916 war meine Mutter freiwillig am „Königlich Bayerischen Amtsgericht“ in Fürth tätig, wo sie einen zum Kriegsdienst abkommandierten Verwaltungsfachmann ersetzte. Sie war dort mit Jugendgerichtsfragen, Vormundschafts- und Nachlaßsachen befasst und erwarb sich dabei viele neue Kenntnisse. In ihrer Beurteilung heißt es:

„Dieselbe hat während dieser Zeit dank ihrer sehr guten und gediegenen Vorbildung und ihrer trefflichen geistigen Eigenschaften dem Referenten sehr erprießliche Dienste geleistet, insbesondere auf dem Gebiet der Jugendfürsorge“.

Für ihre ehrenamtliche Tätigkeit erhielt sie dann 1917 von König Ludwig III. eine hohe Auszeichnung:

(Urkunde
verkleinert)

Später konnte Anna während des Krieges dann doch weiterstudieren. Im Herbst 1916 kam sie nach Köln, wo sie bis März 1919 die Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung besuchte. Ein spezielles Studium als Wohlfahrtspflegerin, das sie eigentlich anstrebte, gab es damals noch nicht. Später allerdings, 1927, wurde sie aufgrund ihres Studienganges und ihrer Tätigkeit doch noch als Wohlfahrtspflegerin staatlich anerkannt.

Tief erschütterte sie im Mai 1918 die Nachricht, dass ihr kleinerer Bruder Alex, mit dem sie in ständigem Briefwechsel gestanden hatte, bei einem Sturmangriff gefallen war. Ein Schlüsselerlebnis für Anna, das sie nun endgültig zur Pazifistin machte.

Gegen Kriegsende findet sie den Weg zur Sozialdemokratie und wird noch 1918 Mitglied der SPD. Politisch aktiv, engagiert sie sich besonders für die Rechte der Frauen und für die Jugend.

Vor allem setzt sie sich für notleidende Mädchen und junge Frauen ein, die in der Hauswirtschaft tätig sind, besonders niedrig entlohnt und ausgenutzt werden. Anna wirkt darauf hin, dass sich diese Berufsgruppe gewerkschaftlich und politisch organisiert, denn sie weiß, dass nur ein gemeinsames starkes Auftreten die Arbeitsbedingungen verbessern kann. Anna schrieb viele Artikel, in denen sie die Gleichberechtigung, vor allem auch gleichen Lohn für gleiche Arbeit forderte; sie hielt auch laufend Vorträge und sprach auf Versammlungen.

Seit 1919 war sie außerdem in der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“ aktiv. Auf religiösem Gebiet wurde sie immer freier, kehrte 1921 standesamtlich dem Judentum endgültig den Rücken und blieb fortan konfessionslos. Sie war freireligiös, lehnte persönliche Gottesvorstellungen ab. Später sagte sie immer wieder, sie sei „Agnostikerin“, d.h. sie wisse nicht, ob es einen Gott gibt oder nicht. Gottesbeweise gäbe es jedenfalls keine. Falls da doch ein Gott sei, dann kümmere er sich nicht um die Menschen. Philosophisch gesehen ist das eine typisch epikuräische Haltung. Anna Landmann fand vor allem einen starken inneren Bezug zu dem großen Philosophen Ludwig Feuerbach, der in Nürnberg am Rechenberg viele Jahre bis zu seinem Tod lebte.

3. Berufsjahre

Nach Beendigung ihres Studiums bekam meine Mutter zuerst eine Stelle als Hilfsreferentin beim Frauenreferat in Nürnberg. Als Frau wollte man ihr dort weniger bezahlen als den Männern. Interessant ist, dass sie sich nicht darauf einließ und mit viel Engagement eine

Gleichbehandlung durchsetzte: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit! Die Tätigkeit im Frauenamt, das in jener Zeit der Wehrmacht unterstand, dauerte nur fünf Monate, vom 01.05.1919 bis 30.09.1919. (Es war die Zeit gegen Ende der Münchener Räterepublik!). Dann wurde das Amt aufgelöst. Danach kam meine Mutter zur Stadt Nürnberg, wo sie wissenschaftliche Assistentin beim Wohlfahrtsamt wurde. Sie gründete dort die Jugendgerichtshilfe und leitete dieses Amt bis zu ihrem Ausscheiden am 31.05.1923. Es war ein Amt, das sonst allgemein Männersache war. Sie war die erste Frau, die an einem deutschen Gericht zugelassen wurde.

Im Rahmen ihrer Berufstätigkeit war sie mitverantwortlich für die Herausgabe der „Nürnberger Wohlfahrtsblätter“ des Sozialreferats und hat viele eigene Beiträge eingebracht.

Mit Begeisterung nahm sie dort ihre Arbeit auf und galt als sehr ehrgeizig. Zur Familie des Sozialreferenten Dr. Heimrich entwickelte sich später eine von gegenseitiger Achtung getragenen Freundschaft. Dr. Heimrich ging später von Nürnberg weg und wurde in Mannheim ein bekannter Oberbürgermeister, und zwar sowohl vor der NS-Zeit wie auch erneut nach dem 2. Weltkrieg. Im übrigen hatte meine Mutter auch guten Kontakt zum Nürnberger Oberbürgermeister Dr. Luppe.

Mit Dr. Heimrich besuchte sie verschiedene Kongresse: Es ging damals um eine neue Sozialgesetzgebung, eine neues Jugendhilferecht u.a. Bei einer Tagung des AFET, des „Allg. Fürsorge- und Erziehungstags“ -meines Wissens im Jahr 1921 - hatte Anna Landmann im Auftrag ihres Chefs an einem Vortrag samt Arbeitskreis zur Heimerziehung teilzunehmen, da man in Nürnberg die Heimerziehung reformieren und ein „Knabenheim“ schaffen wollte. Dieser Arbeitskreis wurde von einem gewissen Dr. Richard Steuerwald geleitet. Nun, neben dem beruflichen Interesse entstand gegenseitige Sympathie, ja man verliebte sich. Die Verbindung blieb bestehen, und als 1923 für jenes Knabenheim die Stelle des Heimleiters ausgeschrieben war, bewarb sich besagter Dr. Steuerwald. Dann musste dieser vor dem Plenum des Stadtrats seine Vorstellungen darlegen, und die Stadt stellte ihn ein.

Allerdings, als es zur Einstellung meines Vaters kam, gab es einen mittleren Skandal: Eine wütende Kampagne gegen diese Stellenbesetzung begann, getragen vor allem vom „Bezirkslehrerverein“, in dem bereits ein gewisser Julius Streicher aktiv war. Der konservative, nationalistische Lehrerverband erging sich in gehässigen Bemerkungen gegen den Stadtrat, den Oberbürgermeister Luppe und gegen den Sozialreferenten Heimrich. Das Ganze fand seinen Niederschlag in der bürgerlichen Zeitung, im „Fränkischen Kurier“. Einen kurzen Ausschnitt daraus:

„Vor allem aber fühlt sie sich <die hiesige Lehrerschaft> zum Einspruch gegen die oben erwähnte Besetzung verpflichtet, weil dabei auf die Weltanschauung der Eltern, deren Kinder in dem Knabenheim Aufnahme finden, keine Rücksicht genommen ist und

der Zustand besteht, dass deutsche Kinder durch eine aus fremder Rasse hervorgegangene Hausmutter betreut werden...“

Und diese Aussage zehn Jahre vor der Machtergreifung Hitlers und von einer so bedeutenden Organisation wie dem Lehrerverein!

Zur Klärung: Mein Vater, evangelisch, kam aus einer alten hessischen Familie. Eine Stelle als Hausmutter gab es im Heim überhaupt nicht. Was man allerdings erhoffte war, dass die Frau des Heimleiters sich ehrenamtlich - also ohne irgendwelche Bezahlung - im Heim engagierte.

Die böswilligen Angriffe in dieser und anderen Angelegenheiten veranlassten Dr. Luppe, den Oberbürgermeister, Julius Streicher zu verklagen. In dem Prozess gegen Streicher wurde meine Mutter als Zeugin geladen. So kam sie in Berührung mit dem Mann, der später der bekannte NS-Führer in Franken wurde und als gehässigster und schlimmster Antisemit des 3. Reichs gilt.

Bei der Einstellung meines Vaters gab es noch ein weiteres Problem. Meine Mutter, die ja beruflich sehr engagiert war, musste nämlich nach der Heirat ihren Beruf an den Nagel hängen. Denn nach den damaligen Beamtengesetzen war es verboten, dass beide Ehepartner als Doppelverdiener im öffentlichen Dienst tätig sind. Meine Mutter gab also ihren Beruf auf, was ihr sichtlich schwer fiel; aber was tut man nicht alles aus Liebe! Sie schrieb damals ein Gedicht an ihren Zukünftigen:

„Nun bin ich losgelöst
 Von allem was mich band.
 Bin heimatlos geworden
 und ohne festen Stand,
 und bin doch voller Glück
 ganz heilig still zufrieden:
 Wo deine Heimat ist,
 ist meine mir beschieden;
 und wo du stehen wirst,
 da steh auch ich ganz fest,
 weil ja an deinem Bau
 Du mich mitbauen lässt.“

Anna, 1.6.1923

Die Hochzeit hat dann am 27. August 1923 stattgefunden

4. Familie und Knabenheim

Nun, nach der Hochzeit blieb meine Mutter auch weiterhin ein aktiver Mensch, und sie arbeitete ehrenamtlich im Heim mit. Stets hatte sie ein offenes Ohr für die Probleme der Zöglinge, gab Nachhilfe, studierte Theaterstücke mit ein, usw.

Die Theateraufführungen fanden auch für die Öffentlichkeit statt, so wurde z.B. an Weihnachten das Krippenspiel ein zweites Mal für die Nachbarschaft aufgeführt. Auch andere Stücke, besonders das Stück "Kampf um Kitsch", fanden allgemein große Anerkennung.

Guten Kontakt hielt meine Mutter auch zum Personal. Vor allem unterstützte sie Praktikanten, wenn diese Probleme hatten. Dies machte sich dann während der NS-Zeit sehr positiv bemerkbar, weil gerade Personen aus dem Heim weiter engen freundschaftlichen Kontakt mit uns pflegten.

Aufgrund ihrer pazifistischen Haltung war meine Mutter gegen jede Gewaltanwendung auch in der Erziehung. Im Heim - eine Ausnahme damals - war jegliche Prügelstrafe verboten. Sie wurde 1933 wieder eingeführt.

Goldene Hochzeit der
Eltern 1924, mittlere
Reihe, rechts außen
(im Hemd)
Dr. Richard Steuerwald,
links daneben Anna.

1925 gebar meine Mutter ihr erstes Kind, meine Schwester Frolinde. Erst fünf Jahre später kam dann ich zur Welt.

Wir hatten eine gute Mutter, die viel Zeit für uns aufbrachte, auch wenn ihr politisches, kulturelles und soziales Engagement fortbestand. Weil beide Eltern pädagogisch und psychologisch geschult waren, haben sie natürlich versucht, die damals aktuellen Lehren der Ent-

wicklungspsychologie bei uns anzuwenden, und sie haben Aufzeichnungen über unsere Entwicklung gemacht.

Eine natürliche Eltern-Kind-Beziehung mag allerdings oft genauso erfolgreich sein, manchmal vielleicht sogar besser. Aber trotzdem scheint es so, dass wir einigermaßen gediehen sind. Ich habe jedenfalls meinen Eltern das „Erziehen“ nicht leicht gemacht, denn als Kind bekam ich gelegentlich ganz schöne Wutanfälle.

Da meine Eltern ja Gewalt in der Erziehung ablehnten, habe ich kein einziges Mal von meiner Mutter eine Ohrfeige oder einen Klaps bekommen, obwohl ich bestimmt kein braver Junge war. Mein Vater war hier auch nicht anders. Nur einmal, als ich 11 war und ich mich unmöglich benommen hatte, rutschte ihm die Hand aus. Er war danach ganz fertig, weil er sich nicht beherrscht hatte, und ich noch mehr, weil ich ihn soweit gebracht hatte: Nicht die Ohrfeige tat mir weh, sondern die Tatsache, dass ich meinen Vater soweit gebracht hatte. Ich tröstete ihn später.

5. Weiteres politisches Engagement und Volkshochschule

Meine Mutter war in diesen Jahren, wie schon erwähnt, weiter politisch aktiv. In Gostenhof wurde sie von der SPD zur Obmännin gewählt und behielt diese Funktion bis zum NS-Regime. Sie hielt öfters Vorträge auf Parteiversammlungen und schrieb eine Vielzahl Artikel, vor allem zu Problemen der Jugendhilfe. Meine Eltern engagierten sich besonders in der von der Sozialdemokratie unterstützten Jugendorganisation „Kinderfreunde“, und in Nürnberg wurden sie Mitbegründer der „Falken“. Sie schulten vor allem Helfer und hielten Vorträge über Erziehung. Bereits damals waren sie öfters in der Gartenstadt, einer Hochburg der Nürnberger SPD. Weil sie den genossenschaftlichen Gedanken sehr sinnvoll fanden und unterstützten wollten, wurden sie zunächst aus ideellen Gründen Mitglieder dieser Baugenossenschaft, obwohl sie als Inhaber einer Dienstwohnung dort gar keine Wohnung anstrebten. Dieser Beitritt sollte aber später noch eine unerwartete Bedeutung bekommen!

Anna Steuerwald setzte sich in diesen Jahren vor allem für eine vernünftige Ausbildung in der Wohlfahrtspflege ein und hier besonders auch dafür, daß diese Ausbildung - heute eine Selbstverständlichkeit - auch Männern zugänglich gemacht wurde.

1927 kam meine Mutter als Dozentin an die Volkshochschule Nürnberg. Sie übte diese Tätigkeit bis zur Machtübernahme durch die Nazis aus. Ihre Themen waren: Jugendhilfe, Wohlfahrtspflege, die Frau von heute (!), Großstadtjugend u.a.

Ende 1929 wurde von Julius Streicher und der NSDAP erneut eine Hetzkampagne gegen meine Mutter gestartet. Es ging um die Vortragsreihe „Die Frau von heute“, in der

verschiedene Formen des Zusammenlebens vorgestellt wurden. Thema des fünften Abends war „Die Kameradschaftsehe, ein Modell nach einem Buch eines amerikanischen Autors. Zwei NS-Provokateure waren in diesen Vortrag geschickt worden und machten dort Stunk obwohl sie noch nicht einmal eine Abendkarte gelöst hatten. Meiner Mutter warf man vor, sie würde für die freie Liebe eintreten usw., was natürlich in keiner Weise stimmte, denn gerade sie selbst führte ja eine vorbildliche Ehe. In gemeinster Weise versuchte man meine Mutter herabzuwürdigen und sie erhielt verschiedene anonyme Briefe. Auf einer Postkarte vom 27.11.1929 hieß es:

„Was erlauben sie sich denn! Sie freches negroides Judenweibsbild! - Einen Vortrag wollen sie halten über ‚die Frau - soll wohl heißen Sau - von heute’... Ihr jüdischen Schweinepriester wisst wohl nicht, dass das Geschlechtsteil einer Jüdin einem Abort gleicht, im den jedes jüdische Schwein seinen Auswurf leeren darf! ...“

Es wird dann noch ordinärer. Ich erspare es Ihnen und mir. Zum Schluss heißt es dann:

„Wenn wir Sie erwischen: Kaputt!“

Nun, meine Mutter war übrigens damals mit mir schwanger. Die ganze Angelegenheit wurde im Stadtrat behandelt und die NS-Stadträte Holz und Streicher beschimpften, wie üblich, in gemeinster Weise die sozialdemokratischen Stadträte und wollten ein Verbot der Vortragsreihen meiner Mutter erreichen, was ihnen aber nicht gelang. Dozenten und die Hörerschaft stellten sich hinter meine Mutter, und so konnte sie weiter lehren bis zur Machtergreifung, also bis 1933.

6. Der NS-Staat

Mit der Machtergreifung kam es sofort zur Zwangspensionierung meines Vaters aufgrund des sogenannten Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, und wir mussten die Dienstwohnung an der Reutersbrunnenstraße verlassen.

In einer Zeitungsnotitz hieß es:

„Der Direktor des städtischen Knabenheimes Dr. Steuerwald wurde gestern auf Grund des Art. 111 Abs. 1 Satz 2 der Gemeindeordnung seines Dienstes vorläufig enthoben. Die Erziehung im Knabenheim wird von jetzt an auf national-christlicher Grundlage geschehen.“ <Nürnberger Zeitung - NZ am Mittag, 5. April 1933>

Zum Glück waren - wie ich schon sagte - meine Eltern anfangs der zwanziger Jahre Mitglied der Gartenstadt-Genossenschaft geworden und hatten so bereits Anspruch auf eine Wohnung. Da eine solche allerdings zunächst nicht frei war, wohnten wir den Sommer 1933 über recht und schlecht in unserem Gartenhäuschen am Dutzendteich. Im September <?>

konnten wir dann in der Gartenstadt einziehen, in das Häuschen, das wir auch jetzt noch bewohnen. Meine Eltern hatten und fanden hier viele Freunde, und man unterstützte sich gegenseitig.

Auffällig war: Julius Streicher ließ meine Mutter, bzw. meine Eltern fortan in Ruhe. Durch Zufall erfuhren wir, dass dieser redselige Herr bei einer seiner typischen Kumpagnei-Zusammenkünfte erklärt hatte: Fast alle Juden seien Feiglinge. Es gäbe nur wenige Ausnahmen. Er selbst kenne unter Tausenden nur sieben, 6 Männer und eine Frau. - Diese Frau war meine Mutter, die ihm ständig die Stirn gezeigt hatte. Er erklärte noch: Vor diesen wenigen Mutigen habe er Respekt, und er würde sie in Ruhe lassen. - Meiner Mutter geschah auch nichts bis zur Reichskristallnacht am 9. November 1938.

Im Sommer 1934 kam mein Vater mit vielen anderen Sozialdemokraten in Untersuchungshaft, weil er angeblich verbotene sozialdemokratische Zeitungen vertrieben hatte. Man zerrte ihn herum, ohne dass er allerdings misshandelt worden wäre wie andere. Mein Vater war vom 1. Weltkrieg her kriegsbeschädigt und hatte mehrere Auszeichnungen erhalten für seinen „heldenhaften!“ Kampf. Das mag wohl ein Grund dafür gewesen sein, dass ihm nicht mehr passierte. Außerdem war er, im Gegensatz zu meiner Mutter, politisch nie so aktiv und am illegalen Kampf nicht weiter beteiligt. Er wurde dann beim Prozess nicht verurteilt und kam auch nicht nach Dachau wie die anderen Beteiligten. In den Monaten seiner Abwesenheit versorgte meine Mutter uns Kinder nun alleine. Mit meinem Vater stand sie in ständigem Briefwechsel, was während der U-Haft zunächst möglich war. Ich besitze diese Briefe noch und kann daraus auch erkennen, dass ich gerade wegen der Abwesenheit meines Vaters kein braves Kind war. Manche meiner Sünden sind hier verzeichnet. Die Gestapo wollte auf der Grundlage der Briefe und der Gespräche im Gefängnis Widersprüche zwischen Aussagen meiner Mutter und denen meines Vaters herstellen, was jedoch nicht gelang. Im übrigen erhielten wir in dieser schweren Zeit viel Nachbarschaftshilfe.

Wir lebten also in der Gartenstadt. Mein Vater bekam nach der Entlassung aufgrund der Kriegsbeschädigung und der Zwangspensionierung eine kleinere Rente, die zum Leben ausreichte. Er suchte ständig Arbeit, bekam aber keine, da er als „Politisch Unzuverlässiger“ galt, der dazu noch mit einer sogenannten Rassejüdin verheiratet war. Seine Behinderung als Kriegsbeschädigter - der rechte Arm war gelähmt - war ein weiterer Grund.

In der Gartenstadt,
vor unserem Haus
(1935?)

Wir Kinder empfanden das Leben in der Gartenstadt schön, und obwohl ich ja so manches anstelle, hatten meine Eltern viel Geduld, und es gab wenig Krach. Eine kleine Anekdote: Ich weiß noch, ich muß knapp fünf gewesen sein. Unsere Straße war aufgerissen und ich spielte mit meinem gleichaltrigen Freund Heinz - wir hatten nur eine schwarze Turnhose an - im herrlich aufgeweichten Boden, im „Läwerrie“, wie wir in Nürnberg sagen. Und wir waren von oben bis unten voll Schmutz. Vom Einkaufen kommend, sah uns meine Mutter in unserem Dreck und machte ein Spiel daraus. Sie sprach mich als Heinz an und fragte, warum wir uns so schmutzig gemacht hätten. Ich rannte heulend ins Haus zu meinem Vater, sagte ihm, daß mich Mutter nicht erkannt habe und bat um meine blaue Badehose - eine solche hatte ja Heinz nicht - damit mich Mutter wiedererkennen sollte. Auf die Idee mich zu waschen kam ich natürlich nicht. Ja, es war eine schöne Zeit!

1935 wurden in Nürnberg die Rassengesetze verkündet und jegliche Verehelichung oder sexuelle Kontakte mit Juden verboten. Ariernachweise wurden verlangt, und jede Familie musste ihren Stammbaum durchforsten. Nationalsozialistisch Gesinnte, die auf meinen Vater als Kriegsveteran stolz waren, bemühten sich nach Kräften, die Ehe meiner Eltern auseinanderzubringen, was nicht gelang. Juden und Mischlinge galten jetzt als minderwertig. Juden durften sich an vielen Orten, etwa in Schwimmbädern, Theatern, ja oft sogar auf Parkbänken nicht mehr aufhalten. So ging meine Mutter in kein Schwimmbad mehr, nur mein Vater mit uns Kindern alleine.

Der Antisemitismus wurde immer stärker, wir merkten allerdings in der Gartenstadt selbst wenig davon, und die meisten Nachbarn und Freunde hielten zu uns, auch wenn dies einigen 150 %igen Nazis nicht gefiel. Auch in der Schule fiel mir davon kaum etwas auf. Meine Schwester, die im Gymnasium war, wurde allerdings von dem NS-Stadtschulrat Fink als

Mischling ausgewählt und absolut unvoreilhaft fotografiert, um zu beweisen, dass Mischlinge armselige hässliche Geschöpfe seien. Später in Chile wurde Frolinde übrigens als besonders schöne junge Deutsche herausgestellt.

Als politische Menschen sahen meine Eltern, dass es immer schlimmer werden würde und dass sich ein Krieg ankündigte. Sie überlegten, wie sie auswandern könnten. Ein großer Teil der Verwandten meiner Mutter war bereits in der Emigration: in Amerika, Frankreich, Holland oder Schweden. Da die Eltern nicht wussten, ob es machbar ist, Deutschland legal zu verlassen, suchten sie nach Möglichkeiten, mit uns Kindern illegal über die Grenze zu gelangen.

1938 war es zum Anschluss Österreichs gekommen und damit zur Bildung der „Ostmark“. Meine Eltern schickten uns in ein Erholungsheim, sie selbst fuhren als Wanderer ins Gebirge nach Österreich, um einen möglichen späteren Fluchtweg von der „Ostmark“ in die Schweiz herauszufinden. Ironie des Schicksals, und nicht ohne eine gewisse Komik: Nun, ich kann nicht mehr sagen wo es war, begegneten meine Eltern bei einer Wanderung dem Hof-Fotografen Himmlers. Der war gerade dabei, Propagandaufnahmen für die Presse zu machen, um das Deutschtum in der Ostmark zu dokumentieren. Meine Mutter, die immer lange Zöpfe hatte und im Dirndl oder auch in Bundhosen wanderte, wollte dieser Fotograf unbedingt fotografieren, und zwar zu dem Thema: „So wandert die deutsche Frau im Gebirge“. Sie wirkte ja wirklich sehr „deutsch“, trotz ihrer fast schwarzen Haare, Nur mühsam konnte sie den Fotografen abschütteln, der sie auch noch zu einem Volkstreffen mit Himmler einladen wollte. Nur mit Mühe konnten sich die beiden herausreden, und sie schauten, dass sie möglichst schnell diese Gegend verließen.

Im Gebirge 1938

1938 überschlugen sich die Ereignisse. Am 9. November kam es zur „Reichs-Kristallnacht“, einem Progom, bei dem bekanntlich die Wohnungen der Juden verwüstet und die Synagogen angezündet wurden. Damit begann die systematische Verfolgung der Juden. Bei uns selbst geschah in dieser Nacht nichts: die SSler und SAler der Gartenstadt weigerten sich, uns etwas anzutun, da meine Eltern sehr beliebt waren und auch die Achtung nazistischer Mitbürger genossen. Allerdings musste meine Mutter mit uns Kindern innerhalb 24 Stunden die Gartenstadt verlassen. Wir durften dort nicht mehr übernachten, und die Wohnung musste schnellstens geräumt werden.

Im Schreiben der Genossenschaft vom 10. November 1938 heißt es:

„Wir fordern Sie deshalb auf, die bisher von Ihnen benützte Wohnung Stolzingerstraße 13 sofort zu räumen. Sollten Sie unserer Aufforderung nicht Folge leisten, so haben Sie sich selbst alle weiteren Folgen zuzuschreiben, besonders aber auch in Hinblick auf Ihre eigene Sicherheit...“

Meine Mutter übernachtete bei ihrer Mutter, mein Vater als Arier zum Teil noch in der alten Wohnung und wir Kinder in Fürth, im Geschäftshaus eines Onkels, der bereits in Exil war. Wir bemühten uns rasch um die Auswanderung, meine Mutter zusätzlich auch um die ihrer 82jährigen Mutter, die dann nach Schweden zu ihrem Sohn kam. Wir als Familie hatten es schwerer; es war nicht ganz einfach, rasch ein Land zu finden, das uns vier aufnahm.

Es gelang trotzdem. Mein Vater hatte einen Bruder in Chile, der nach dem Ersten Weltkrieg dorthin als Ingenieur ausgewandert war und recht erfolgreich bei einer deutschen Firma arbeitete. Außerdem besaß er ein größeres Landgut im Norden Chiles. Auf dieses Landgut sollten wir ziehen, und mein Vater sollte es verwalten.

Mit sehr viel Unterstützung gelang uns die legale Auswanderung. Meine Mutter hat hierüber später, 1943 -also mitten im Krieg - in den Deutschen Blättern einen Artikel geschrieben, vermutlich den bedeutendsten in ihrem Leben. Ich komme noch darauf

Mit einem deutschen Schiff konnten wir im Januar 1939 Deutschland verlassen. Meine Mutter hat ein J im Pass. Geld durften wir ins Ausland außer 10 Mark pro Person nicht mitnehmen! Trotz allem: Bei einem Landausflug in Peru, in Lima sahen wir eine Buchhandlung, und dort erstand meine Mutter für uns Kinder Erich Kästners „Emil und die Detektive“, das ja in Deutschland längst verboten war. Wir lasen es mit Begeisterung, und dieses Buch begleitete mich über Jahrzehnte.

19. Februar 1939:

Ankunft aus Deutschland

mit dem Schiff „Dresden“

in Valparaíso

7. Chile

Was erwartete uns in Chile?

Zunächst mein Onkel und meine Tante. Mein Onkel war ein Geldmensch, der aber auch seine guten Seiten hatte. Seine Frau, eine recht arrogante Person, war dem NS-Regime wohlgesinnt und wollte mit den "armen Verwandten!" aus Deutschland nicht viel zu tun haben. Nach kurzer Zeit wurden wir also auf die Farm, den Fundo, wie man dort sagte, in den Norden Chiles - nach Punitaqui - verfrachtet. Es war ein riesiges Steppengebiet, in dem kaum etwas wuchs, soweit es nicht künstlich bewässert werden konnte. Eine besonders armselige Gegend, in der die meisten einheimischen Bauern in mit Lehm beworfenen Hütten lebten. Die Vornehmeren, und dazu gehörten wir, hatten ein Lehmhaus mit zwei Zimmern und winziger Küche, mit Lehmbohlen, mit Fensterhöhlungen ohne Glas und einer primitiven Bretttertür mit Vorhängeschloss. Wasser gab es nicht, das musste man sich in einigen hundert Metern Entfernung aus einer Quelle holen. Gekocht wurde mit Holz oder auch Holzkohle, bzw. mit Spiritus was uns aber meist zu teuer kam.

Die Farm an sich war riesig; ein Hügel und ein halber Berg gehörten dazu. Mein Onkel hatte das alles für Pfennigbeträge gekauft, in der Hoffnung dort Gold zu finden, weil es in der Nähe ein paar entsprechende Minen gab. An einem Trockenfluss hatte er Aprikosenbäume gepflanzt, die künstlich bewässert werden mussten, denn es regnete dort äußerst selten. Das geschah ein- bis zweimal im Jahr, aber dann ausgiebig.

Gerade für Intellektuelle wie meine Eltern bedeutete das einen verdammt schweren Anfang. Eine Schule gab es sowieso nicht, was mich anfangs nicht störte, und meine Eltern unterrichteten mich zunächst selbst. Einen Großteil des Tages verbrachte ich auf einem der wenigen Pferde. Wir hatten auch ganz wenig Geld. Mein Onkel zahlte schlecht und war mit

der Zahlung obendrein unzuverlässig. Zu essen hatten wir auch nur Primitivstes, vor allem Mais, gelegentlich mal etwas Fleisch.

Unsere Wohnung in Punitaqui
Das Bild entstand ein Jahr später
nach „Erweiterungsbauten“.

Unter diesen Umständen hielten es meine Eltern, vor allem meine Mutter, dort nicht lange aus. Brasilianische Verwandte meiner Mutter unterstützten uns wirtschaftlich, und so zogen wir in die nächste Provinzhauptstadt. Dort gab mein Vater dem Polizeipräsidenten einige Psychologiestunden und lehrte ein paar andere Leute in Einzelstunden Englisch und Deutsch. Das reichte natürlich nicht im geringsten zum Leben. Meine Mutter, die gut backen konnte, eröffneten eine winzige Bäckerei, womit sich aber die Familie auch nicht ausreichend ernähren ließ. Außerdem wurde meine Mutter nach zwei Jahren schwer krank.

Anna Landmann de Steuerwald
(Schreibweise in Chile) 1940 vor
ihrer kleinen Bäckerei in Ovalle,
im Norden von Chile

Wiederum mit fremder Hilfe kamen wir in die Hauptstadt Santiago, wo mein Vater schließlich beim Staat eine gering dotierte Stelle als Psychologe bekam. Meine Mutter ver-

suchte als Sozialarbeiterin unterzukommen, was leider nicht gelang, da sie nicht katholisch war. Aus jüdischen Kreisen bekam sie natürlich auch keine Unterstützung, da sie ja keine Glaubensjüdin mehr war. Nun, sie arbeitete ehrenamtlich in antinazistischen Gruppierungen der Großstadt, so im „Anderen Deutschland“ und später im vereinigten „Freien Deutschland“. Meine Mutter gründete auch einen „Runden Tisch“, zu dem bis zu 30 antinazistische, kulturell Interessierte kamen, wo Referate gehalten und diskutiert wurden. Man traf sich etwa alle drei Wochen, häufig bei uns in unserer bescheidenen Wohnung, saß auf Brettern und Kisten, denn es gab viel zu wenig Stühle.

Ab 1943 erschienen in Chile die „Deutschen Blätter“ - sie wurden d i e literarische deutsche Zeitschrift in den Kriegsjahren. Hier hat sich Mutter ehrenamtlich stark engagiert. Obwohl diese Zeitschrift mit primitiven Mitteln herausgegeben wurde und kaum Geld hatte, erlangte sie internationale Bedeutung. Denn zu ihren Mitarbeitern zählten so bedeutende Schriftsteller wie Stefan Zweig, Thomas Mann, Albert Schweitzer, Hermann Hesse, Lion Feuchtwanger, Carl Zuckmayer, Paul Zech, Karl Oskar Paetel, die südamerikanische Nobelpreisträgerin Gabriela Mistral, Pablo Neruda und Schriftsteller wie Jorge Luis Berges. Es waren insgesamt sieben Nobelpreisträger, welche bei dieser Zeitschrift mitarbeiteten. Meine Mutter stellte Briefkontakte her und arbeitete, wie gesagt ehrenamtlich, intensiv in der Redaktion mit. Gelegentlich schrieb sie auch selbst einen Artikel. Viel Aufsehen erregte sie mit ihrem Beitrag „Nach der Verbrecherliste die Guttäterliste“. Dies geschah zu einer Zeit, in der immer mehr die Kollektivschuld der Deutschen in den Vordergrund gerückt wurde und man das deutsche Volk als primitiv und verbrecherisch ansah. Mutter erfuhr wegen dieses Artikels viel Ablehnung, aber noch mehr Zustimmung. Hier ein paar Ausschnitte:

„Wenn wir diesen Frieden haben wollen, müssen wir aufhören, uns gegenseitig vorzuwerfen, wer -außer den Hitlerverbrechern - am Unglück schuld sei.

Alle haben gesündigt: die Sieger, die Besiegten, weil sie ihre jungen Republiken nicht zu hüten wussten, die Arbeiterparteien, die sich im Bruderkampf zerfleischten, jeder einzelne von uns, weil er es nicht verstand, lauter und wirkungsvoller auf die Hitlergefahr im In- und Ausland hinzuweisen und wir alle, alle, weil wir es nicht fertig brachten, uns rechtzeitig um eine Fahne zu scharen: um die Fahne der deutschen Freiheit. Das haben wir alle schwer gebüßt und werden weiter darum dulden müssen. Es wird lange, sehr lange dauern, bis das Weltgericht den Spruch fällt: Deutschland ist entschult.

Sobald aber das Gericht gesprochen hat, dann ist der Tag der Versöhnung gekommen. Ich glaube, dass wir 1943 den Mut haben müssen, an einen baldigen innerdeutschen Frieden zu glauben und ihn vorzubereiten, selbst auf die Gefahr hin, dass manche

Auslandsdeutsche (die Leute um Emil Ludwig z.B.) uns nicht verstehen und uns als Verräter, ja sogar als Nazis bezeichnen.

Das deutsche Volk ist nicht Hitler!....

Endlos ist die Zahl derer, die den vom Nazismus Verfolgten Hilfe leisteten...

Wenn die Verbrecherlisten abgeschlossen sind, sollte jede von uns Frauen im Ausland eine schon gut vorbereitete Liste ihrer persönlichen ‚Guttäter‘ hervorziehen und sie sich selbst und ihrem engsten Kreise vorlesen...

Ich habe eine solche Liste aufgestellt und habe nur die Namen derer verzeichnet, die mir bei der Vorbereitung unserer Auswanderung vom November 1938 bis Januar 1939 - also in nur zwei Monaten - tätige Hilfe geleistet haben. Es ist niemand dabei, der mir nur gute Worte gesagt hat. Meine Liste trägt 106 - einhundertundsechs - Namen! Ich habe hier verzeichnet: meine Allernächsten ebenso wie jene mir nicht persönlich bekannte Frau, die mir auf der Straße einen Koffer tragen half mit der Bemerkung: ‚weil ich mich schäme, eine Deutsche zu sein‘. Es stehen da die Namen einiger hoher Beamter, aber auch eines armen Teufels aus der sogenannten Asozialensiedlung, ein Arbeiter ist dabei, der uns seine Spargroschen schenken wollte, aber auch ein Millionär aus einem bekannten deutschen Industriewerk. So wie man uns geholfen hat, so half man auch allen anderen in gleicher Lage ...“

Das Kriegsende kam, und meine Eltern bemühten sich um rasche Rückkehr. Das war allerdings gar nicht so einfach, vor allem deshalb, weil sie nicht im Dienste der amerikanischen Armee nach Deutschland wollten, sondern direkt über deutsche Dienststellen, und diese mussten erst aufgebaut werden. Meine erwachsene Schwester Frolinde wollte übrigens nicht zurück; sie blieb in Chile. Bis zur Rückkehr haben wir von unseren kargen Einkünften noch Care-Pakete bezahlt und nach Deutschland geschickt und natürlich auch andere Menschen aufgefordert, ebenfalls zu helfen. Meine Mutter schrieb weiterhin Artikel, z.B. Ende Dezember 1945 einen über das zerstörte Nürnberg, erschienen in der New Yorker Volkszeitung unter der Überschrift „Nürnberg - Ein Nekrolog“ .

Vor der Rückkehr nach

Deutschland: Letzte

Aufnahme in Chile

8. Rückkehr nach Deutschland

Es dauerte bis 1947, bis wir zurück nach Deutschland konnten. Wir fuhren mit dem Schiff und waren damals übrigens die ersten Deutschen, denen es erlaubt wurde wieder durch den Panama-Kanal zu fahren. Endstation war Göteborg. Von dort ging es nach Stockholm, wo Verwandte lebten, so meine Großmutter, die inzwischen 90 war. Ein amerikanisches Heeresflugzeug brachte uns anschließend nach Frankfurt. Dort erwarteten uns gute Freunde, die dann mit uns im Zug nach Nürnberg fuhren, das noch total zerstört war. Wir wussten zwar aus Berichten, wie schlimm Nürnberg aussah, doch angesichts der Wirklichkeit kamen meinen Eltern die Tränen.

Anna Steuerwald-Landmann 1947,
nach der Rückkehr aus Chile

Vortragstätigkeit

Ihre Schriften hat meine Mutter jahrzehntelang mit Anna Landmann Steuerwald gezeichnet. Als es rechtlich möglich wurde, hat sie dann 1958 ihren Doppelnamen als Steuerwald-Landmann eintragen lassen. (Umgekehrt war dies damals noch nicht möglich).

In den letzten Jahrzehnten ihres Lebens - sie war geistig aktiv bis auf die letzten Lebensmonate hat sie sich besonders der Exilliteratur angenommen.

Dabei arbeitete sie eng mit verschiedenen Institutionen zusammen, vor allem auch mit der Forschungsstelle in Stockholm. Sie forschte und knüpfte zahlreiche Kontakte. Sie hat dazu beigetragen, dass verschiedene Schriftsteller, die damals auswandern mussten, in Deutschland wieder bekannter wurden oder auch zu Lesungen herkamen. Natürlich hatte sie dabei auch Kontakt zum Nürnberger Kulturpreisträger Hermann Kesten und vor allem zu dem in Frankreich lebenden Friedrich Hagen, einem zweiten, etwas weniger bekannten Kulturpreisträger Nürnbergs. Mit ihm verband sie eine echte dauerhafte Freundschaft.

Von Friedrich Hagen stammt der Ausspruch: "In den Verfolgten von heute, beginnt die Gesellschaft von morgen".

Enge Freundschaften bis ins hohe

Alter: Hier mit Dr. Otto Bickel

Hier mit dem in Frankreich
lebenden Nürnberger Kulturpreis-
träger Friedrich Hagen

10. Die Großmutter, Alter

Bevor ich zum Schluss komme, noch einiges zum Verhältnis meiner Mutter zu mir, meiner Frau und unseren Kindern. In den ersten Jahren meines Lebens hatten meine Eltern ja nicht allzu viel Zeit für uns Kinder. Trotzdem kümmerten sie sich um uns soweit es ging, vor allem am Wochenende. Nach der Machtergreifung Hitlers, ich wurde gerade drei, änderte sich das. Als mein Vater keine Arbeit mehr hatte, nahmen sich die Eltern sehr viel Zeit für uns, aber nicht nur für meine Schwester und mich, sondern genauso für die Kinder von Nachbarn und Freunden. Es zeigte sich eben, dass die Eltern leidenschaftliche Pädagogen waren. So kamen in unser kleines Haus immer wieder unsere Freunde, blieben gelegentlich auch über Nacht. Zusammen mit vielen anderen Kindern wurde gewandert, gebastelt, zum Beispiel Stelzen hergestellt, Faschingsveranstaltungen durchgeführt usw.; Jugendzentren gab es ja damals noch nicht.

Das alles änderte sich natürlich, als wir 1939 ins Exil gingen. In den Kriegsjahren interessierten wir Kinder uns erstaunlicherweise intensiv dafür, was an der Front geschah, und wir sprachen auch immer wieder mit den Eltern darüber.

Nach dem Krieg, als wir nach Deutschland zurückkamen, war ich 17, und ich ließ mir von den Eltern nur noch wenig sagen. In Chile hatte ich kurz vor dem Abitur gestanden, jetzt in Deutschland fand ich leider nicht den schulischen Anschluss. Deshalb lernte zunächst einen praktischen Beruf. Das war besonders für meine Mutter bitter, da sie ganz andere Erwartungen in mich gesetzt hatte.

Frühzeitig, mit 23 Jahren heiratete ich, und meine Mutter verstand sich mit meiner jungen Frau bestens, hatte sicherlich großen positiven Einfluss auf sie. Dennoch ließ sie sie selbständig im Haushalt wirken und hat sich nicht eingemischt, obwohl wir auf engem Raum zusammenlebten.

Im Garten in der
Stolzingstraße
<s. auch Titelbild>

Meine Eltern

Anna und Dr. Richard

Steuerwald um 1952

Mein Vater (bereits schwer krank),
unsere Tochter Sonja (geb. 16.08.1954),
meine Frau Lydia, ich und meine Mutter.
(Herbst 1954)

Meine Mutter mit unserer

Tochter Ulla (geb. 09.02.1957)

Auch als unsere zwei Kinder geboren waren, haben sich die beiden Frauen gut verstanden und viel über Kindererziehung gesprochen. Als die Kinder heranwuchsen und es recht eng im Hause wurde, hat meine Mutter - ohne vorher viel mit uns zu reden - sich in der Nähe eine eigene kleine Wohnung besorgt und ist ausgezogen. Die herzliche Verbindung zu meiner Frau erhielt sie aufrecht, und meine Frau half meiner Mutter mit zunehmenden Alter immer öfter.

Mit 79 suchte sich meine Mutter einen Platz im Altersheim. Auch hier wurden wir erst informiert, als alles perfekt war. Sie war der Meinung, dass die Hilfen, die meine Frau ihr in ihrer Wohnung gab, zu viel für sie wären, und so hat sie eben selbständig gehandelt, wie immer im Leben. In Burgfarrnbach wohnte sie im Altenheim bis zu ihrem Tod am 24. August 1980.

11. Schluss

Ich komme zum Schluss:

Ich habe berichtet, dass meine Mutter schon in jungen Jahren freireligiös, freigeistig geworden war. Von ihrer Einstellung her war sie bemüht, als Pazifistin, als Kämpferin für die Gleichberechtigung zu wirken, und sie wandte sich gegen soziale Ungerechtigkeiten. Sie hat nie die Kirchen an sich angegriffen, war nie religionsfeindlich. Allerdings hat sie den Machtmissbrauch der Kirchen herausgestellt und auch bestimmte klerikale Haltungen bekämpft, z.B. in der Diskussion um den § 218 StGB. Starre Juden und Christen, besonders solche mit faschistoiden Vorsehungs- und Gottesvorstellungen, haben sie stets angegriffen. Andererseits hatte sie viele Freunde unter Christen, Juden und Andersdenkenden, denn sie war eine Verfechterin der Toleranz.

Zum Schluss bezüglich ihrer Weltanschauung ein paar Sätze aus einer ihrer freigeistigen Rundfunkreden aus dem Jahr 1957, in der ihre humanistische Haltung deutlich zum Ausdruck kommt.

Aus:

„Nicht das Ich, nicht nur das Du, sondern das Wir!“ (BR, 14.7.57)

Wir sagen bei unseren ethischen Forderungen nicht mehr: „Du musst“ und heute nicht mehr: „Du sollst“, sondern wir sagen: „WIR WOLLEN“!

Wir wollen das Neue, die Gemeinschaft, das Wir! Darum sagen wir bekennd, nicht predigend: „Wir wollen gut sein, wir wollen helfen, wir wollen dem Menschen gemeinsam ein besseres Los erringen“.

Wir streben so zum Wir-Menschen. Es gibt Ich-Menschen, auch heute noch und oft in Gemeinschaft getarnt. Es gibt Du-Menschen, die zwar helfen wollen, sich aber stets

höher dünken als den, dem sie zu helfen bereit sind. Von ihnen stammt das „Du sollst“, wie das „Du musst“ ein Produkt des Ich-Menschen, des Diktators ist. Wir aber wollen den Wir Menschen erreichen und pflegen, dessen ethische Forderung stets in ein „Wir wollen“ geformt ist. „Wir wollen der Erde neue Gewichte geben!“, sagte unser fränkischer Dichter Karl Bröger.

Wir wollen unsere Mitmenschen heben, achten, verstehen oder zumindest zu verstehen suchen. Wir wollen in jedem das Gute aufspüren und hegen; wir wollen jedes Menschen Persönlichkeit respektieren, wir anerkennen keine Wertunterschiede in Bezug auf Herkunft, Vaterland, Rasse, Hautfarbe oder Geschlecht. Wir glauben z. B. nicht - auch unsere Männer glauben das nicht - dass die Frau dem Manne seelisch-geistig unterlegen sei. Wir wollen uns bemühen, so zu leben, dass es dem Menschen gut tue. Wir wollen unsere eigenen Kräfte und Fähigkeiten ermessen, entwickeln; wir wollen gegenseitig von einander lernen, wir wollen gemeinsam streben, uns selbst und uns gegenseitig zu veredeln. Wir wollen das Leben als höchstes Gut werten und hüten.

Soweit meine Mutter.

Eine Straße wurde im Stadtteil Jobst in Nürnberg nach ihr benannt

Bekannte Aufsätze von Anna Steuerwald Landmann:

- „Jugendliche vor dem Volksgericht“. Frankfurter Zeitung, 25.12.1921
- „Findelhäuser“. Für die Frau, Beilage der Fränkischen Tagespost. 29.04.1922
- „Erziehungsnot“. Für die Frau, Beilage der Fränkischen Tagespost. 02.12.1922
- „Soziale Frauenschulen!“. Fränkische Tagespost. 19.03.1928
- „Und die Not der Mädels?“ Nr. 5/6, Mai/Juni 1929.
- „Das Sozialistengesetz gegen Kinder“. Fränkische Tagespost, 08.08.1930
- „Nach der Verbrecherliste die Guttäterliste“. Deutsche Blätter, Santiago, Chile, Juni 1943.
- „Nürnberg - ein Nekrolog“. Neue Volkszeitung, New York, 10. 11. 1945.
- „Der Genossenschaftshaushalt“. Neue Volkszeitung, New York, 27.07.1947
- „Und neues Leben blüht aus den Ruinen - Die deutsche Jugend meistert ihr Schicksal.“
Neue Volkszeitung, New York, 09.10.1948
- „Auswanderer und Flüchtlinge“. Sozialdemokratischer Pressedienst, 04.05.1949
- „Die Konsumgenossenschaften!“. Gleichheit, Januar 1950
- „Du bist reformbedürftig, liebe alte Wohnküche!“. Welt der Arbeit, 27.10.1950
- „Die Halbindianerin mit dem Nobelpreis.“ Nürnberger Nachrichten, 04.11.1950
- „Idealistinnen werden doch noch anerkannt. Zehn Frauen erhielten bisher den Nobel-
preis“. Welt der Arbeit, 15.12.1950
- „Auch das Heimkind braucht Vater und Mutter“. Unsere Jugend. München, Juni 1955.
- „Nicht das ich, nicht nur das du, sondern das wir!“ (Rundfunkansprache). Abgedruckt
(u.a.) in: Mitteilungsblatt der Freireligiösen Landesgemeinde Bayern, Oktober 1957.
- „Friede auf Erden - durch Ehrfurcht vor den Menschen“. (Rundfunkansprache). Abge-
druckt in: Mitteilungsblatt der Freireligiösen Landesgemeinde Bayern, Februar 1958.
- „Paul Geheb.“ Der Freireligiöse. Mai/Juni 1962
- „Rexiliert - nicht remigriert“. Vorgänge, 10, 1963
- „Fridtjof Nansen!“. Collegium generale, Hamburg, Mai 1968
- „Ossietzky, Märtyrer für den Frieden!“. Collegium generale, Hamburg, März 1969.
- „Erlebnisse im Exil (Chile 1939 - 1947)“. Fürther Heimatblätter, Nr.3, 1970.
- „Erziehung zur Gewaltlosigkeit“. Freies Denken / „das freigeistige Wort“, Juli 1970
- „Ein paar Blicke zurück auf unser Heimleben“. Der Fußwärmer, Seniorenzeitung,
Fritz-Rupprecht Alten- und Pflegeheim. 01. 11. 1975. Letzter von ihr geschriebener Arti-
kel!

Über Anna Steuerwald Landmann:

Frauen in einer Welt (Sonderheft zur Ausstellung): „Flucht Vertreibung, Exil, Asyl. Frauenschicksale im Raum Erlangen, Fürth, Nürnberg, Schwabach“, Nürnberg 1990 (S. 69-77) und in Frauen in einer Welt, Heft 2, 1990, S. 69 ff

Hildegard Feidel-Mertz: „Pädagogik im Exil nach 1933“, dipa Verlag, Frankfurt am Main 1990, S. 217 ff

DIML, memoria. Boletín informativo del DIML, Nürnberg.

Lieselotte Maas: „Deutsche Exilpresse in Lateinamerika“, Buchhändler-Vereinigung, Frankfurt am Main 1978, S. 55 ff

Hermann Glaser (u.a. Hg.): „Industriekultur in Nürnberg. Eine deutsche Stadt im Maschinenzeitalter“, Verlag C. H. Beck, München 1980. Beitrag von Inge Rau: „Für die Rechte der Frau“. S. 357 ff

Bildungszentrum Stadt Nürnberg, 1989: „70 Jahre Volkshochschule“. S. 11 ff

Radiosendung Bayern 2, vom Sonntag, 28. März 1993, 13.30 - 14 Uhr: Bayern - Land und Leute. „Anna Landmann: Ein Leben für den Frieden. Verfolgung, Exil und Rückkehr einer Nürnberger Jüdin. Von Monika Meister.“

„Nürnberger Nachrichten“, Wochenendbeilage Ostern 1993. „Wer schaut aus dem Frankenhaus?“ Osterpreisrätsel: Gesucht werden 17 berühmte Frauen und Männer“.

Nadja Bennewitz und Gaby Franger (Hg.): „Am Anfang war Sigena. Ein Nürnberger Frauengeschichtsbuch“, Ars vivendi, Cadolzburg 1999. Beitrag: Gaby Franger: „Anna Steuerwald-Landmann. Eine Nürnbergerin des 20. Jahrhunderts“. S. 268-279

Gerhard Wawor: „Heim finde ich trotzdem gut!“ 100 Jahre – Vom Nürnberger Waisenhaus zum Kinder- und Jugendheim. Förderverein „Freunde des Kinder- und Jugendheimes Reutersbrunnenstraße (ehemaliges Waisenhaus) e. V.“, Nürnberg 2000. ISBN 3-00-006151-7. S. 93ff.

D a t e n

- 13.2.1892 geboren
- 1912? Moskau für ein Jahr
- 1913 Beginn des Studiums in Erlangen
- 31.8.1914 - 22.8.1916? (Unentgeltliche) Tätigkeit beim Königl. Bayerischen Amtsgericht Fürth
- Oktober ? 1916 - März 1919 Studium in Köln.
- 1918 Eintritt in die SPD
- 1919 Beitritt zur „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“
- 01.05.1919 - 30.09.1919 Hilfsreferentin am Frauenreferat. Unterstand damals der Wehrmacht (Münchener Räterepublik!)
- 01.10.1919 - 31.12.1919 Wissenschaftliche Assistentin beim Wohlfahrtsamt
- 01.01.1920 -31.3.1920 Aufbau und Einrichtung der Jugendgerichtshilfe
- 1.4.1920 Ernennung zur „Leiterin der städtischen Jugendgerichtshilfe“
- 20.6.1921 Austritt beim Standesamt aus der israelitischen Religionsgemeinschaft
- 27.8.1923 Eheschließung mit Dr. Richard Steuerwald (geb. 25.9.1889)
- 6.6.1925 Geburt des ersten Kindes Frolinde
- 25.7.1927 Staatliches Anerkennungszeugnis als Wohlfahrtspflegerin (Nachträgliche Anerkennung)
- 1927 - 1933 Dozententätigkeit an der Volkshochschule Nürnberg. Themen: Jugendhilfe, Wohlfahrtspflege, Die Frau von heute (!), Großstadtjugend u.a.
- 23.6.1930 Geburt des zweiten Kindes Helmut 1930? Eintritt in den Bund für Geistesfreiheit Nürnberg
- Januar 1939 Fahrt ins Exil nach Chile
- Ende Februar 1939 Ankunft in Valparaiso
- 25.04.1939 Fahrt nach Punitaqui
- September 1939 Übersiedelung nach Ovalle
- April 1941 schwerere Erkrankung und Operation in Santiago Mai
- 1942 Übersiedelung nach Santiago
- Ab 1943 Mitarbeit bei den "Deutschen Blättern" In Chile Mitglied bei "Anderes Deutschland", später "Freies Deutschland"
- 1947 Rückkehr nach Deutschland.
- 1.7.1948 Eintritt in die Gewerkschaft Druck und Papier (Journalisten)
- 1948 Bund für Geistesfreiheit

1948 bis 1950 viele Vorträge an Schulen (vor allem Berufsschulen), besonders über Frieden und Friedenspolitik

1949 Mitglied bei der IDK

1.6.1949 Eintritt in die Thomas-Mann-Gesellschaft Nürnberg

Ab ?: Mitarbeit bei UNICEF

1. 1. 1952 Fördermitglied bei "Die Falken" Nürnberg (Mitgliedsnummer 1!)

21.10.1954 Anerkennung als Verfolgte des NS-Regimes

9.1.1956 Tod des Ehemannes Dr. Richard Steuerwald

26.08.1961 Beitritt zur "Humanistischen Union"

3.11.1965 Austrittserklärung bei der SPD

Februar 1975 Umzug in das AW-Altenheim in Burgfarrnbach

10.0 1. 1976 Vermacht ihren Körper dem Anatomischen Institut der Universität Erlangen-Nürnberg

21.3.1976 Verleihung der Ehrenmitgliedschaft beim Bund für Geistesfreiheit Nürnberg

24.08.1980 Sterbedatum

Der ganze Vortrag:

**NICHT DAS ICH,
NICHT NUR DAS DU,
SONDERN DAS WIR!**

Rundfunkansprache

von Frau Anna Steuerwald-Landmann, Nürnberg, gehalten am 14. Juli 1957

< Die kursiv gesetzten Teile wurden im Rundfunksenderaum nach Besprechung gestrichen, die in () gesetzten Teile fehlten nachher bei der Sendung. >

Oft wird gefragt; ob es einen Unterschied gäbe zwischen freigeistiger und freireligiöser Gesinnung. Nein, wir kennen keinen Unterschied. Wir sind frei im Geiste, unsere Seele ist freireligiös. Geist und Seele bilden die Einheit unserer Bewegung, der freigeistig–freireligiösen Bewegung, die im vergangenen Jahrhundert erst sich selbst bewusst ward. Heute ist sie nicht nur die neue Weltanschauung des Abendlandes, sondern ihr strömen nun ständig in der ganzen Kulturwelt neue Mitglieder zu.

Oft werden wir auch gefragt, was wir als das Wesentliche dieser unsrer neuen Bewegung bezeichnen. Da wäre vieles zu sagen. Heute möchte ich zunächst dieses sagen: jetzt wollen wir bewusst etwas Neues, nämlich dies: „Wir wollen das Wir!“ Wir wollen nicht das Ich, auch nicht nur das Du, sondern eben das Wir. Wenn ich das so einfach ausspreche, so weiß ich, dass ich etwas im Namen vieler sage, dass ich aber erklären muss, warum ich dies so deutlich und warum ich es gerade jetzt sage.

Wir Freireligiösen und Freigeistigen wollen nicht die Ichsucht, wir bekämpfen den Egoismus. Das ist klar und allgemein gültig.

Etwas anderes ist es mit unserer Stellung zum Du. Wenn ich sage: „nicht das Du“ oder deutlicher „nicht nur das Du“, so meine ich das selbstredend nicht so, dass wir unseren Nächsten oder, wie ich es ausdrücke, unsern Mitmenschen nicht achten und lieben sollten. Im Gegenteil - vom Ich ausgehend - und jeder ist zunächst ein Ich - kann der Mensch meiner Meinung nach nur über das Erlebnis des „Du“ zum „Wir“ gelangen. Das sehen wir bei jedem Kleinkind, das lehrt uns die Geschichte der Menschheit ebenso. Aber uns Menschen des 20. Jahrhunderts genügt es nicht mehr, vom Ich ausgehend nur zum „Du“ zu gelangen. Vielleicht ist eine Hauptursache dieser Ungenügsamkeit die, dass wir des Predigens müde sind. Sagt doch Goethe schon: „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen“.

So haben wir uns wohl an dem Predigen über den Satz „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ heute übergessen. Ungefähr 2000 Jahre lang wird uns Abendländern immer gepredigt: Du sollst, du musst, du musst deinem Nächsten helfen, sollst und musst ihm Gutes tun. Wir Heutigen sind - wie allem zu oft Gehörten gegenüber - misstrauisch geworden und fragen jetzt: Was heißt das „dem Nächsten Gutes tun“? Dies Nur-Gutes-Tun heißt: caritativ arbeiten, das heißt aus Mitleid arbeiten. Caritas allein ist aber für uns heutige überholt. Mildtätigkeit, Mitleid und Helferwille sind Tugenden, die bei uns den Beigeschmack der Überheblichkeit des Gebenden, der Demütigung des Empfangenden bekommen haben. Dabei ist es ohne Bedeutung, ob der im Sinne der Caritas arbeitende Mensch um Lohn und Gehalt arbeitet, oder ob er glaubt, auf jeden Erdenlohn verzichten zu können, um in einem von ihm erwarteten Jenseits desto höher „entlohnt“, das heißt eingestuft zu werden. In jedem Fall stellt er sich selbst höher als den, dem er Caritas erweist. Der nur wohltätige Mensch sieht in seinem Nächsten immer einen Menschen, der irgendwie unter ihm steht, sobald er seine Hilfe braucht. Er selbst ist der Gnädige, der Gnaden verteilt.

Wir dagegen bemühen uns, niemanden Wohltätigkeit oder Gnade zu erweisen, wir wollen niemanden demütigen. Wir stehen mit allen Menschen auf gleicher Ebene. Wir sehen eben - ich sagte das schon - im Nächsten den Mitmenschen, mit dem wir gemeinsam im Diesseits ein besseres Dasein für alle erbauen wollen. Bei uns gibt kein „Oben“ und kein „Unten“, nur ein „Gleich und Gleich“. Natürlich sehen wir die Unterschiede der Individualität, wir anerkennen die höhere und bemerken die mindere Leistung des Einzelnen, wir sind gegen jede Gleichmacherei. Aber es gibt für uns keine Größenunterschiede für Menschengruppen, wir sehen im Kleinkind ebenso die Persönlichkeit wie im Greise. (Wir wehren uns dagegen, mildtätig oder „großherzig“ von unserem Überflusse Brosamen zu verschenken, besonders dort, wo wir verpflichtet sind, Menschen zu helfen, dass sie sich selbst sehr wohl ernähren und ihren Lebensstandard erhöhen können.) Wir sind Humanisten, d.h. Menschen, für die jeder Mensch an und für sich gleichen Wertes ist.

(Wir unterscheiden uns damit bewusst von dem Christentum, das das Abendland durch viele Jahrhunderte hindurch beherrschte: in dessen Hierarchie dies von uns abgelehnte Oben und Unten besonders deutlich wird.)

Wir suchen zu lernen überall und jederzeit. Aber wir beten nirgends nach und bemühen uns andererseits, alles Gute, Schöne und Wahre kennenzulernen und soweit als möglich in unser eigen Leben einzubauen. So versuchen wir, aus der Enge herauskommen, in die uns die Konfessionen und neuerdings auch überhebliches Nationalgefühl gepresst haben.

Wir haben keinen Index. Wir bitten vielmehr jeden, der zu uns gehört, sich Weisheit und Wissen von überall her zu verschaffen und anzueignen zu gemeinsamem Gewinn, zur gemeinsamen Bereicherung unseres „Wir“.

Wir sind Freigeistige, das heißt: über alle Grenzen hinweg geht unser Suchen, reicht unser Interesse, versucht unser Denken Brücken zu schlagen; wir sind Freireligiöse, das heißt: unser Herz versucht Gemeinschaft zu finden in Liebe zur ganzen Menschheit.

Wir sagen bei unseren ethischen Forderungen nicht mehr: „Du musst“ und heute nicht mehr: „Du sollst“, sondern wir sagen: „WIR WOLLEN“!

Wir wollen das Neue, die Gemeinschaft, das Wir! Darum sagen wir bekennd, nicht predigend: „Wir wollen gut sein, wir wollen helfen, wir wollen dem Menschen gemeinsam ein besseres Los erringen“.

Wir streben so zum Wir-Menschen. Es gibt Ich-Menschen, auch heute noch und oft in Gemeinschaft getarnt. Es gibt Du-Menschen, die zwar helfen wollen, sich aber stets höher dünken als den, dem sie zu helfen bereit sind. Von ihnen stammt das „Du sollst“, wie das „Du musst“ ein Produkt des Ich-Menschen, des Diktators. Wir aber wollen den Wir-Menschen erreichen und pflegen, dessen ethische Forderung stets in ein „Wir wollen“ geformt ist. „Wir wollen der Erde neue Gewichte geben“, sagte unser fränkischer Dichter Karl Bröger.

Wir wollen unsere Mitmenschen lieben, achten, verstehen oder zumindest zu verstehen suchen. Wir wollen in jedem das Gute aufspüren und hegen; wir wollen jedes Menschen Persönlichkeit respektieren, wir anerkennen keine Wertunterschiede in Bezug auf Herkunft, Vaterland, Rasse, Hautfarbe oder Geschlecht. Wir glauben z. B. nicht -auch unsere Männer glauben das nicht - dass die Frau dem Manne seelisch-geistig unterlegen sei.

Wir wollen uns bemühen, so zu leben, dass es dem Menschen gut tue. Wir wollen unsere eigenen Kräfte und Fähigkeiten ermessen, entwickeln; wir wollen gegenseitig von einander lernen, wir wollen gemeinsam streben, uns selbst und uns gegenseitig zu veredeln.

Wir wollen das Leben als höchstes Gut werten und hüten. Darum haben wir in unserer Bundessatzung festgelegt, dass jedes Mitglied das Recht habe, aus freireligiöser Einstellung heraus jeden Wehrdienst oder Wehersatzdienst zu verweigern. Auch da sagen wir nicht "du musst" oder „du sollst“, sondern wir sagen: „Wir wollen uns bekennen“. Wir wollen nicht, dass unsere Jugend noch einmal in Befehlsgewaltige, Befehlsempfänger und Befehlsträger geteilt wird. Wir wollen alle jung und alt - Verantwortung übernehmen und tragen. Wir wollen nicht geizig sein mit unserem Besitz, wir wollen weder betrügen noch stehlen, aber wir wollen auch nicht ausbeuten und nicht dulden, dass der Schwächere ausgebeutet werde.

Wenn wir ehrlich streben wollen, so wollen wir gleichzeitig unseren Ehrgeiz zügeln, wir wollen die Grenzen achten, die unserer Mitmenschen Güter - geistige wie materielle - umzäunen.

Wir wollen die Wahrheit suchen, die Lüge meiden. Kein Zweck heiligt böse Mittel. Wir wollen treu sein unserer Gemeinschaft, der Familie, dem Staate, der Weltanschauungs- wie der Berufsgemeinschaft. Aber wir wollen bei aller Liebe und Treue nie blind folgen, sondern wir wollen immer sehend und darum kritisch bleiben. Unser Gewissen allein wollen wir als Regulator für unser Tun und Handeln anerkennen.

So wollen wir helfen - ohne große Worte und ohne falsche Prophetie - die Neuzeit heraufzuführen. Wir bekennen uns zu allem Guten, wir bewundern alle Großen der Vergangenheit und Gegenwart, von welchem Standort aus sie uns ansprechen mögen. Wir anerkennen das stets unwandelbare Sittengesetz, wir wollen es durch unser Leben neu erfüllen. Wir wollen, weil die alten Formen zur Verwirklichung dieser einzig wahren Ethik nicht ausreichten und zum Teil verloren gingen, neue Formen suchen und wir wissen, dass wir sie finden und teilweise schon fanden.

So wollen wir das Zeitalter des Wir-Menschen schaffen, das heißt, das Zeitalter der Anständigen, ein Zeitalter der Gemeinschaft, bei dessen Geburt Ehrlichkeit, Liebe und Ehrfurcht vor dem Leben Pate stehen.

<Aus: Mitteilungsblatt der Freireligiösen Landesgemeinde Bayern. Körperschaft des öffentlichen Rechts. Nürnberg, Karl-Bröger-Straße 13/p., 10. Jahrgang, Nr. 10, Oktober 1957>